



Bernhard C. Wintzek (Hrsg.)

Denkfalle Zeitgeist
Eine Ermutigung zu Maß und Mitte in 40 Essays

552 Seiten, Hardcover
€ [D] 34,80 sFr 57,50 € [A] 35,80
ISBN 3-89182-083-6



Geistige Vielfalt erleben.
www.mut-verlag.de

Geist statt Gaudi

Eine Einleitung

Zeitgeist ist ein diffuser, schwankender Begriff, das „jeweilige Gespenst der Gegenwart“. Bei Goethe heißt es: „Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphiert, daß die entgegengesetzte [Seite] sich in die Ecke zurückziehen und für den Augenblick im stillen verbergen muß, so nennt man jenes Übergewicht den Zeitgeist, der dann auch eine Zeitlang sein Wesen treibt.“ Das Modewort Zeitgeist war dem Weisen aus Weimar su-spekt. So läßt er Faust im Gespräch mit seinem Famulus Wagner sagen: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, dem die Zeiten sich bespiegeln.“ Und der österreichische Dichter Franz Grillparzer (1791 - 1872) erkannte dazu: „Wenn es absurd ist, vom Geist der Zeit keine Notiz zu nehmen, so ist es noch verwerflicher, den Geist einer absurden Zeit zu billigen.“

In unseren Tagen wird das Bild noch vager, unübersichtlicher. Typisch für das zeitgeistige „Gespenst der Gegenwart“ ist seit den frühen 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eine eher skeptisch-negative Haltung zum Zeitgeschehen – getragen von Zweifeln am technischen Fortschritt, an den Segnungen der Marktwirtschaft, von Umweltsorgen.

Peter Steinbach hat gewiß nicht unrecht, wenn er in seinem scharfzüngigen Essay „1968“ (Seite 237) feststellt, daß erst nach annähernd 40 Jahren ganz deutlich wird, was sich im Kulturumbuch der 60er Jahre wirklich ereignete: „Opfer des Umbruchs sind Schulen, mit ihnen Kinder, deren Familien alle eigenen Versäumnisse der Schule aufzuladen suchen. Im Jahre 1968 haben sich so nicht nur Bollwerke zur Statusverteidigung und Selbstalimentierung gebildet, die sich im Zug durch die Institutionen fast von selbst ergaben, sondern in wilder Reformeuphorie wurde zerstört, was eigentlich Bestand haben sollte: Eine jenseits der politischen Debatte über Zivilisationsbruch und Vergan-

genheitsbewältigung notwendige Verteidigung zwischenmenschlich stabiler, ja politisch und kulturell stabilisierter Verhaltensweisen, die den Wertewandel nicht verhinderten, aber so vollzogen, daß Zerstörungen des Wertgefüges vermieden wurden.

Manche Gesetze lassen sich rasch korrigieren, wie wir in diesen Tagen sehen, die jede Kurskorrektur zur Jahrhundertreform aufbauschen. Verhaltensmuster, die in langer Zeit entstanden und das Fundament von Verhaltensweisen sind, auf die Gesellschaft, Kultur, Wirtschaft und Politik ebenso angewiesen bleiben wie die Familie, lassen sich nicht durch Gesetzesdekrete wiederherstellen. Sie sind in der Regel endgültig zerstört, wenn man sie entwertet und auf diese Weise zur Disposition stellt. Das hat sich 1968 durchaus ereignet.“

Die Folgen sind bedrückend. Pessimismus und Mutlosigkeit gepaart mit dunklen Ängsten und einem Gefühl der Unsicherheit, die Unkenntnis weltweiter politischer und ökonomischer Zusammenhänge lasten auf dem Leben vieler Menschen. Unser Land ist in eine schwere Bewußtseins- und Vertrauenskrise geraten, droht in einen Zustand der „Anomie“ (Durkheim) zu versinken. Soziologen meinen damit einen gesellschaftlichen Krisenzustand, in dem Normlosigkeit, Ratlosigkeit, Demoralisierung den Ton angeben. Man sieht diesen Trend im Zusammenhang mit der Ausweitung menschlicher Bedürfnisse und Ansprüche ins Maßlose. Die geistige Orientierung geht verloren. Dem viel und weit Gereisten, dem durch die Massenmedien pausenlos Informierten unserer Tage fehlen zunehmend die Grundlagen zur selbständigen Beurteilung des Geschehens.

Ohne Aufklärung, ohne eigenes Urteilsvermögen, ohne Vertrauen driftet der moderne Mensch der „Spaßgesellschaft“ dahin – zwischen Euphorie und Panik, Angst und Gaudi, zwischen Anspruchsdenken und Verantwortungslosigkeit. Er wird hin- und hergerissen zwischen widersprüchlichen Deutungen und Wertungen der Unterhaltungsindustrie, wird von guten und schlechten Nachrichten gejagt und emotionalisiert, statt abwägen und sich ein Urteil bilden zu können. Er bleibt Gefangener seiner „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant), verfällt immer neuen Irrungen und Wirrungen, immer neuen Trugschlüssen (Denkfallen), die ihm Sensationsmacher und lärmende Vereinfacher vorgaukeln.

Das alles läuft auf eine Horizontverkürzung hinaus – in einer Epoche, in der es mehr denn je um Horizonterweiterung geht, um Tatsachen und Zusammenhänge besser zu verstehen. Der Zeitgeist hier und heute wird vom kurzfristigen Denken und opportunistischen Verhalten bestimmt. Es geht meistens um materielle Vorteile, weniger um Ideen. Die Fähigkeit zum geschichtsbewußten Langzeitdenken schwindet. Auch die räumliche Perspektive wird eingeengt. Ein punktuelles, provinzielles Denken, das nicht über den Kirchturm hinaussieht, breitet sich aus. Der Blick fürs Ganze geht verloren.

Das hat noch längst nicht genügend bedachte und ausdiskutierte Konsequenzen für den liberalen Rechtsstaat, wie Erich E. Geissler in seinem Essay „Braucht der liberale Rechtsstaat ein besonderes Menschenbild?“ (Seite 387) auf drastische Weise verdeutlicht. So habe unser heutiger Parteienstaat seine liebe Last, sich hinreichend zu rechtfertigen. Zumal wenn man Bundespräsident von Weizsäckers während seiner Amtszeit geäußertes Verdikt hinzuzieht: Unsere Parteien hätten mittlerweile den Staat okkupiert und deren Vertreter benähmen sich, als gehöre der Staat ihnen. Daß diese deutliche und herbe Mahnung seinerzeit so rasch unter den Teppich gekehrt wurde, gibt dieser Kritik, recht besehen, noch größere Brisanz. Die Erfahrungen, die ihr zugrunde liegen, haben sich ja im Zeitfortgang augenscheinlich nicht nur nicht abgeschwächt, sondern deutlich verstärkt und stellen sich gerade gegenwärtig besonders grell dar.

Parteipolitiker machen zum Beispiel ihre eigene Meinung zum allgemeingültigen Maßstab – „als ob die Gesellschaft als Ganzheit aller Bürger eine formlose Masse wäre, der Politiker erst nach ihrem Bild eine passable Gestalt verleihen müßten! Erschreckend wird es, wenn Politiker dabei mit einer Selbstverständlichkeit argumentieren, die jede kritische Selbstreflexion vermissen läßt.“ Und so erleben wir Wahlen, „die sich immer unverhohlener der Reklamepsychologie bedienen, die Formen von Manipulationen, ja mit den Mitteln raffinierter Psychologie geführten Eroberungen annehmen. Hinterhältig ist dies, weil der Bürger im Glauben gewiegt wird, er habe frei gewählt, während das Verfahren erkennen läßt, daß die Politiker ihn nur auf die Quantität der einen Stimme reduziert in Rechnung gestellt haben, das heißt, daß er lediglich als bloße numerische Eins interessiert.“

Die Welt, in der wir leben, ist schamlos bis an die Schmerzgrenze. Deftiger, schriller, verwegener und dümmter geht es bisweilen kaum noch, meint Franz Josef Wetz („Die Spaßgesellschaft“, Seite 353). Aber es gefällt, weil es dumpfe Lustschichten stimuliert. Seine Befürchtung: „Die Wahrscheinlichkeit allmählicher Verblödung im rastlosen Streben nach Genuß ist verhältnismäßig groß.“

Norbert Elias und der Prozeß der Zivilisation

Mit den ideellen Zielen früherer Zeiten hat der Zeitgeist unserer Gaudigenerationen also wenig gemein. Doch trotz dieser gegenwärtigen „Verblödung im Genuß“ und aller vernunftfernen aktuellen Brutalisierungserscheinungen ist die Menschheit – alles in allem betrachtet – dennoch auf dem Weg zu immer größerer gegenseitiger Abhängigkeit und zunehmender Zivilisierung im Umgang miteinander. Ein Trend, der wegweisend bleibt. Wer dazu seriöse Quellen frei von tagespolitischer Aufgeregtheit, wer Antworten zur Zukunft sucht, der wird nicht nur in dieser Anthologie in überreichlichem Maße fündig, sondern der wird sie auch und vor allem bei dem Soziologen und Kulturphilosophen Norbert Elias (1897 - 1990) finden. „Vielleicht ist Elias der Denker der jetzt anbrechenden Zeit. Es spricht alles dafür, daß seine Zukunft gerade erst begonnen hat“, schrieb die *Frankfurter Allgemeine* zu seinem Tode im August 1990.

In seinem lange unbeachteten Werk *Über den Prozeß der Zivilisation* (1939) setzt Elias neue Maßstäbe für die Beurteilung der gesellschaftlichen Entwicklung, entwirft eine zuversichtliche Menschheitsperspektive. Er stützt sich auf Forschungen, die bis ins frühe Mittelalter zurückgehen. Zur Neuausgabe seines Buches 1969 bemerkt er allerdings, daß „im Gesamtchor der Zeit die Stimmen derer, die den Fortschritt als etwas Wertvolles bejahen ... erheblich schwächer als in den vorhergegangenen Jahrhunderten“ sind. Der erhoffte Fortschritt sei zwar eingetreten, für viele nun aber kein erstrebenswertes Ideal mehr. Zweifel an der Zukunft der Menschen hätten die Oberhand gewonnen. Kurz vor seinem Tode meint er: „Ich bin immer wieder erschrocken, daß so viele Leute den Mut verlieren, als ob nichts der Mühe wert sei ...

Ich finde diese Mutlosigkeit, diesen Nihilismus, diese Wehleidigkeit furchtbar.“

Mit „Zivilisation“ ist in Deutschland nicht unbedingt dasselbe gemeint wie anderswo. Nach immer noch üblichem Sprachgebrauch hat dieser Begriff in der typisch deutschen Entgegensetzung der höheren Kultur und der weniger wertvollen Zivilisation einen negativen Klang. „Kultur“ gilt als natürlich, wahr, „Zivilisation“ dagegen als fremdländisch, seelenlos, oberflächlich. Hier das Geistige, das Seelische – dort Wissenschaft, Technik, Ökonomie. Elias benutzt den französisch-englischen Zivilisationsbegriff, der beides vereint. So erklärt sich, wie Alfred Zänker in seinem fulminanten Elias-Porträt in MUT (Nr. 429, Mai 2003) ausführt, daß ein deutscher Jude im Exil in den späten 30er Jahren über den Weg zur Zivilisation schreibt – und nicht über das Hitler-Regime, über Barbarei und Verfolgung.

Elias' Denken ist kaum in die überkommene Soziologie einzuordnen. Nicht, daß er ganz neue, revolutionäre Wege ginge. Ähnlichen Ideen mögen wir bei anderen Autoren ebenfalls begegnen. Bei ihm fließen sie jedoch in einer ungewohnten Blickrichtung zusammen. Zum besseren Verständnis seiner Zivilisationstheorie seien einige Denkansätze genannt, die sich wie rote Fäden durch sein Werk ziehen:

- *Die lange Sicht.* Wer die Menschheitsgeschichte verstehen will, muß in Jahrhunderten denken. Das setzt Selbstbeherrschung voraus, ein „Sich-selbst-aus-dem-Zentrum-Rücken“. Elias geht auf Distanz – frei vom Tagesgeschehen, vom Zeitgeist, von Ideologie, persönlichem Interesse und Engagement oder Ressentiments. Metaphysische Spekulationen über den „Sinn“, über die „Gesetze“ und Zwangsläufigkeiten der Geschichte sind ihm fremd. Es geht um sachliches, möglichst wertfreies Denken – jenseits von Gut und Böse. So wendet er sich auch gegen eine Geschichtsschreibung, die das Wirken herausragender Menschen in den Vordergrund stellt, weil sie auf eine Ideologie von der Einmaligkeit großer Persönlichkeiten hinauslaufe.

- *Denken in Prozessen.* Er schildert das Geschehen nicht von einem festen Standort aus oder im Rahmen eines ausgedachten Systems, sondern als einen nie endenden Prozeß, dessen Anfang und Ende wir nicht kennen. Damit grenzt er sich von der zeitgenössischen „Zustandssoziologie“ ab, die langfristige Entwicklungen fast ganz aus den Augen

verloren habe. Der Mensch ist ein Prozeß. Das gesellschaftliche Leben entwickelt sich weitgehend „spontan“, über die Köpfe der Menschen hinweg. Große Strukturveränderungen werden erst über Generationen oder Jahrhunderte sichtbar. Elias will den Tatsachekern dieses Prozesses erforschen. Jede Erkenntnis kann dann nur ein Zwischenergebnis unseres Wissens sein.

- *Natur und Gesellschaft.* Elias macht einen grundlegenden Unterschied zwischen Natur- und Sozialforschung. Der Natur gegenüber haben wir ein distanzierteres Verhältnis. Hier kann objektiv geforscht werden. Wo es dagegen um zwischenmenschliche Beziehungen geht, bei denen sich einzelne oder Gruppen stark engagieren, wird es schwieriger, sachlich vorzugehen. Der heutige Mensch steht gesellschaftlichen Problemen fast noch genauso verständnislos und voreingenommen gegenüber wie der des Mittelalters gegenüber den Naturgewalten. So hat die Soziologie nicht den gleichen Reifegrad erreicht, die gleiche Distanz zum Objekt wie die Naturwissenschaft. Sie braucht andere, vielfältigere Methoden, um das soziale Geschehen zu erfassen.

- *Beziehungsgeflechte.* In der sozialen Wirklichkeit finden wir eng verwobene Gebilde, in denen sich alle wechselseitig beeinflussen. Es gibt nicht „die“ Gesellschaft und „das“ Individuum, sondern eine Gesellschaft „der“ Individuen. Sie wirken in Beziehungsgeflechten zusammen. Elias spricht von „Figurationen“. Damit sind weder eine Vielzahl von einzeln agierenden noch eine gemeinsam handelnde Gruppe gemeint, sondern ein Zusammenwirken voneinander abhängiger Menschen in „Interdependenzketten“, die sich immer wieder ändern. Sie bringen Entwicklungen in Gang, die sie weder kontrollieren noch durchschauen können. Es gibt daher keine Gewißheit, nur eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß sich die Menschen in immer größeren Einheiten zusammenfügen bis zur Weltgesellschaft.

Von der Fremdkontrolle zur Selbstkontrolle

Fazit: Es ist der Wettstreit um Macht und Einfluß, der den Prozeß der Zivilisation vorantreibt. Langfristig nimmt dabei der gesellschaftliche Konformitätsdruck zu. Der einzelne ist zwar freier, er agiert zwangloser,

aber er wird in ein immer dichteres Netzwerk verstrickt und damit von andern abhängig. Fast jeder ist heute weit mehr als früher auf seine Mitmenschen angewiesen. Je größer diese Interdependenz, um so stärker der Zwang zur Triebregulierung. An die Stelle von Fremdkontrollen tritt die Selbstkontrolle. Die Beziehungen zwischen den Menschen ändern sich. So entsteht „eine Ordnung, die zwingender und stärker ist, als Wille und Vernunft der einzelnen Menschen, die sie bilden“.

Dieses Verhalten, so Elias, überträgt sich mit der Zeit auf die ganze Erde. Es ermöglicht mehr Menschen, länger und besser zu leben, sich zu bilden. Nur zeitweise kann dieser Trend durch Pläne und Wünsche von einzelnen, von Gruppen und Staaten beeinflusst werden. Weniger entwickelte Länder übernehmen westliche Ideen vom „guten Leben“ und die dazu nötige Technik und Ökonomie. Demokratisierung, Entkolonisierung und Emanzipation, regionale Zusammenarbeit im 20. Jahrhundert zeugen davon. Alte Grenzen verlieren an Bedeutung. Am Horizont sieht Elias ein globales Gewaltmonopol, ein „politisches Zentralinstitut der Erde“. Der Weg ist noch weit: „Erst wenn die zwischenstaatlichen Spannungen überwunden sind, werden wir mit besserem Recht von uns sagen können, daß wir zivilisiert sind.“ Doch schon heute ist kein Staat mehr autark, kann sich keiner der internationalen Arbeitsteilung entziehen.

Es geht nicht um letzte Wahrheiten

Elias' Werk ist nicht unbestritten geblieben. Sein Hauptkritiker, der Ethnologe Hans Peter Duerr, verwirft die Zivilisationstheorie in Bausch und Bogen. Er hat dazu ein fünfbändiges (!) Gegenwerk verfaßt. Die Domestizierung des Menschen durch fortschreitende Affektkontrolle sei ein „Mythos“ und lasse sich nicht empirisch belegen. Kriege und Grausamkeiten in neuerer Zeit seien der Gegenbeweis. Fachkreise haben Duerrs Kritik als übertrieben und wenig überzeugend abgewiesen, weil er zur polemischen Schwarz-Weiß-Malerei neige. Die Gegenkritik hat ihm einige unbestreitbare Fakten entgegeng gehalten. Wenn Elias die zivilisatorische Entwicklung des Abendlandes erklärt, zeigt er nur die Richtung des Geschehens auf, ohne dem Westen eine

moralische Überlegenheit zuzuschreiben. Er hat auch stets betont, daß sich der Zivilisationsprozeß ungeplant und unvorhersehbar vollzieht – und nicht „teleologisch“ vorausbestimmt ist und sich nicht zwangsläufig ergibt.

Vor dem blutigen Hintergrund verheerender terroristischer Großanschläge, ungezählter Konflikte, Kriege und Massaker, der globalen Verwüstungen und Gefährdungen der Umwelt stellt sich die Frage: Was wird aus den Menschen? Elias hat die Menschen unserer Zeit einmal „späte Barbaren“ genannt. Sein Werk zeugt aber auch davon, daß sich diese „Barbaren“ in einer enger verflochtenen, disziplinierten Gesellschaft in zivilisierte Wesen verwandeln. Die Kulturgeschichte ist voll von Ereignissen, die für einen solchen Prozeß sprechen, auch wenn exakte Beweise noch fehlen, meint Kenneth Anders, ein Elias-Kenner der jüngeren Generation (*Die unvermeidliche Universalgeschichte*, 2000): „Die Annahme einer zusammenhängenden Bewegungsform ist weder zufällig noch willkürlich ... Es ist schlechterdings unübersehbar, daß das individuelle Handeln immer universalere Folgen zeitigt.“ Verläuft dieser Prozeß wie bisher, dann steht am Ziel „die Weltgesellschaft mit einem immensen globalstaatlichen Gewaltmonopol“ und „vollkommen zivilisierten“ Menschen.

Das sind fast utopische Vorstellungen. Wir können nicht wissen, ob es so kommen wird. Dennoch brauchen wir eine Zielvorstellung, ein übergreifendes „regulatives Prinzip“ im Sinne Kants, das uns den Weg weist. Es gibt, wie wir sehen, auch gute Gründe, den von Elias geschilderten Prozeß der Zivilisation als eine realistische Perspektive zu betrachten und zu denken und zu handeln, „als ob“ es so wäre. Es geht dann nicht um letzte Wahrheiten, sondern um eine Vision, eine aus heutiger Sicht nützliche Leitidee. Der Trend der beiden letzten Jahrhunderte ist dafür noch kein Beweis, wohl aber ein gewichtiges Indiz, das uns die Richtung zeigt, in der die Menschheit sich bewegt.

Norbert Elias kommt das Verdienst zu, mit seiner Zivilisationstheorie den Blick wieder auf die Menschheitsgeschichte gerichtet zu haben. In seiner Dankesrede beim Empfang des Adorno-Preises 1977 in der Frankfurter Paulskirche vergleicht er seine Rolle mit der eines Fackelläufers: „Man nimmt die Fackel von den vorangehenden Generationen, trägt sie ein Stück weiter und gibt sie ab in die Hände der nächstfolgenden Generation ... Ich möchte, daß mein Beispiel kommenden Generationen

Mut macht, das Bewußtsein der Kontinuität des eigenen Lebens mit der Kraft und Kühnheit zu verbinden, die zur Innovation, die zur Zucht des Selbstdenkens, des Über-die-ältere-Generation-Hinausgehens nötig ist.“ Damit weist der „etablierte Außenseiter“ Norbert Elias auch künftigen Generationen den Weg.

Durch Maß und Mitte zur Selbstzivilisierung

Noch aber ist der Zeitgeist unserer Tage vom Prototyp des Mitläufers geprägt. Im Zustand geistiger und politischer Unmündigkeit wartet er auf das mediale Schlagwort des Tages, lernt nachzuahmen und „nachzuvollziehen“, statt sich eigene Gedanken zu machen, um Chancen und Risiken abzuschätzen und selbständig zu agieren. Grenzgängerische geistige Neigungen sind ihm fremd. Er ist da, wo alle sind. Ihm fehlt die Aufbruchsneugier, der Mut zu Maß und Mitte. Das meint nicht den (faulen) Kompromiß um jeden Preis, sondern eine Synthese, die sich aus dem Abwägen gegensätzlicher Positionen und Argumente ergibt. Es geht um eine Leitidee, die sich von der Realität mehr oder weniger weit entfernen kann, je weiter, um so heftiger werden künftige Krisen und Anpassungen an die neue Wirklichkeit sein. Es ist eine Maxime, die das schablonenhafte Schwarz-Weiß-Denken („so und nicht anders“) meidet, um die Welt pragmatisch, sachlich, distanziert, vorurteilsfrei und – wenn möglich – auch ein wenig gelassen zu sehen. Aus dieser Sicht verläuft die Geschichte im Pendelschlag von Freiheit und Ordnung.

In der Weltethos-Erklärung von 1993, die Martin Bauschke in seinem Essay „Spirituelle Vernetzung“ (Seite 515) beleuchtet, heißt es in der zweiten Weisung oder Selbstverpflichtung: „Statt die wirtschaftliche und politische Macht in rücksichtslosem Kampf zur Herrschaft zu mißbrauchen, ist sie zum Dienst an den Menschen zu gebrauchen. Statt einer unstillbaren Gier nach Geld, Prestige und Konsum ist wieder neu der Sinn für Maß und Bescheidenheit zu finden! Denn der Mensch der Gier verliert seine ‚Seele‘, seine Freiheit, seine Gelassenheit, seinen inneren Frieden und somit das, was ihn zum Menschen macht.“

Zu bestimmten Zeiten, um nochmals Goethe zu zitieren, übernimmt

die „Liebe zur Freiheit“, in anderen „der Wille zur Ordnung“ die „führende Stimme“ im Konzert der Zeit. „Wäre der Mensch wirklich so klug, wie er sich dünkt, so wüßte er freilich, daß weder These noch Antithese, sondern allein die Synthese Glück bedeutet ... den sinnvollen Ausgleich“, schreibt der Kunsthistoriker Karl Baur (*Zeitgeist und Geschichte*, 1978). Es bleibt die Hoffnung, daß der mündig werdende Mensch den sinnvollen Weg „nicht im Willen zu Ordnung und Freiheit, sondern im Bekenntnis zur Toleranz“ erkennt. Hier vereinigen sich kritisches Denken und gläubige Ehrfurcht vor dem Unbekannten wie in Eduard Mörikes (1804 - 1875) bekanntem Gedicht:

*Herr! schicke, was du willst,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.
Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.*

„Wir müssen Deiche des Mutes bauen gegen die Flut der Furcht“, hat der amerikanische Geistliche und Bürgerrechtler Martin Luther King (1929 - 1968) den Bürgern der USA zugerufen. Eben das wollen und sollen auch die hier versammelten Essays. Für einen zukunftsorientierten Bewußtseinsumschwung braucht es nach Voltaire (1694 - 1778) „nur zwei bis drei mutige Menschen, um den Geist einer Nation zu ändern“. In dieser Anthologie haben 40 Autorinnen und Autoren engagiert das Wort ergriffen. Sie ermutigen zu selbständigem Denken, zu Maß und Mitte. Zumal unsere Gesellschaft es sich nicht länger leisten kann, nach dem Motto zu verfahren: „Morgen werde ich mich ändern; gestern wollte ich es heute schon.“ Nein, lieber heute als morgen! Furcht führt nicht weiter. Was wir brauchen, ist mehr Mut.

Ende Textauszug.